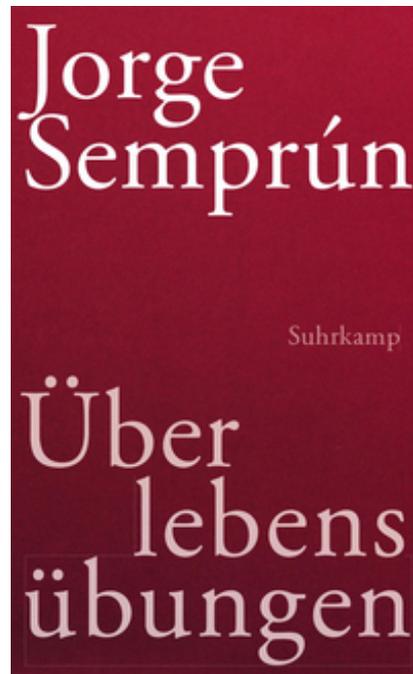


Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Semprún, Jorge  
**Überlebensübungen**

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42384-4

SV



Jorge Semprun  
Überlebensübungen

*Erzählung*

Aus dem Französischen  
von Eva Moldenhauer

Suhrkamp

Titel der Originalausgabe: *Exercices de survie*.  
Paris, Éditions Gallimard 2012

Erste Auflage 2013  
© der deutschen Übersetzung Suhrkamp Verlag Berlin 2013  
© Éditions Gallimard 2012  
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das des  
öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.  
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.  
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn  
Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim  
Printed in Germany  
ISBN 978-3-518-42384-4

# Überlebensübungen



I

... ohne es zu wollen, alles mit der Folter  
vergleichend ...

Aragon, *Chanson pour oublier Dachau*

Ich saß im getäfelten, unaufdringlichen und günstigen Halbdunkel der nahezu menschenleeren Bar des Lutetia. Aber es war die falsche Uhrzeit; ich meine die Uhrzeit, hier in der Menge zu sein, die Uhrzeit, hier erwartet zu werden oder auf jemanden zu warten. Im Übrigen wartete ich auf niemand. Ich war gekommen, um entspannt einige Phantome der Vergangenheit heraufzubeschwören. Darunter vermutlich das meinige: das verfügbare junge Phantom des alten Schriftstellers, der ich geworden war.

Das Alter, die Endlichkeit waren natürlich vorhersehbar, von Anfang an der gemächlichen oder unheilvollen Banalität des Laufs der Dinge eingeschrieben. Keinerlei Überraschung, es endlich erreicht zu haben, auch kein Verdienst. Ein wenig Überdruß zuweilen, zugegeben. Auch Erstaunen, manchmal fröhlich, erregend, oder im Gegenteil gereizt, melancholisch, so viele Gelegenheiten verpasst zu haben, jung zu sterben.

Aber Schriftsteller? War das in der fernen Zeit, die ich heraufbeschwor, wirklich so evident? Damals stand ich eher vor der radikalen Unmöglichkeit, sogar der Anstößigkeit des Schreibens.

Ich saß also in der Bar des Lutetia, ich wartete auf niemand.

Ich hatte lediglich den Wunsch, mein Dasein zu erproben, es auf die Probe zu stellen.

Früher war das Lutetia ein Ort, den es zu meiden galt. Ich spreche natürlich von der Zeit der Besatzung. Und das Lutetia war gewiss nicht der einzige Ort, den es zu meiden galt. Es gab noch viele andere in der Pariser Topographie.

Häufig Hotels. So das Majestic in der Avenue Kléber.

1943, dem Jahr meiner zwanzig Jahre, Anfang jenes Jahres, durchstreifte ich häufig dieses Viertel. Ich kam zum Beispiel von der Avenue Niel, um an der Étoile oder, besser, an einer anderen Station in der Gegend die Metro zu nehmen. Wenn möglich musste man die Étoile meiden, es gab dort häufiger als anderswo Ausweiskontrollen. Oder ich verließ eine dieser Stationen und ging zur Avenue Niel. Manchmal, wenn das Wetter schön und die Laune gut war, nahm ich das Fahrrad. In diesem Fall mied ich auf dem Rückweg in mein Viertel des Panthéon ebenso wie auf dem Hinweg das Majestic in der Avenue Kléber.

Doch welches Fortbewegungsmittel ich auch nahm, am Ende genügten einige hundert Meter vorgetäuschten Flanierens, um mich zu vergewissern, dass niemand mir folgte. Denn ich war auf dem Weg zu Henri Frager, zu »Paul«, dem Chef von Jean-Marie Action, meinem Buckmaster-Netz. Oder ich kam von einem Treffen mit ihm.

Ich musste an einem bestimmten Wochentag zu einer bestimmten Uhrzeit am Vormittag auf ihn warten, auf dem Trottoir mit den ungeraden Hausnummern der Avenue Niel, genau zwischen der Nummer 1 und der Nummer 7, gegenüber den Magasins Réunis, heute der FNAC.

Wenn er allein war, blieb er stehen, ich sprach mit ihm, wir erledigten rasch, was es zu regeln gab und was ganz

einfach sein konnte: ein ausgeführter Auftrag, über den ich ihm kurz berichten musste; ein auszuführender Auftrag, den er mir in groben Zügen erläuterte: Einzelheiten würden folgen, auf anderen Wegen übermittelt werden. Lauter banale Dinge.

Wenn »Paul« nicht allein war, ließ ich sie vorbeigehen, ihn und seinen Begleiter oder seine Begleiterin. Nachdem ich sie passiert hatte, musste ich ein paar Dutzend Meter weitergehen und dann langsam umkehren.

Es war keine übertriebene Vorsicht. Einem lauernenden oder einfach an den Bewegungen auf der Straße interessierten Auge hätte dieses Manöver auffallen können, dieses ständige Hin und Her, die wechselnden Gesprächspartner ein und derselben Person. Doch mit einer übertriebenen Vorsicht wären die Dinge zu schwierig, zu kompliziert zu organisieren gewesen. Übertriebene Vorsicht war damals nicht unsere Stärke. Das zeigt die an häufig dramatischen, bisweilen komischen Beispielen reiche Geschichte der Résistance.

Jedenfalls hätte übertriebene Vorsicht geraten, gar nichts zu tun und auf bessere Tage zu warten.

Manchmal erwies es sich als notwendig, das Gespräch zu verlängern, wenn die zu erledigende oder zu besprechende Sache komplexer oder kniffliger war. Dann gingen wir auf ein Glas in ein nahes Bistro, das Frager aussuchte. Immer entschied er, wie vorgegangen werden sollte.

An jenem Tag in der Bar des Lutetia erinnerte ich mich, bewusst auf der Suche nach mir selbst, an eine der ersten Male, als ich zu Beginn meiner Arbeit für Jean-Marie Action Frager begegnet war. Er hatte mich zu einem

stattlichen Gebäude bei der Porte des Ternes gebracht. Er hatte mir gesagt, in welchem Stockwerk ich, zehn Minuten nachdem er selbst eingetreten sei, klingeln sollte, welchen Namen eines Mieters ich der Concierge nennen und, gegebenenfalls, welche Losung ich der jungen Frau sagen sollte, die mir die Wohnungstür öffnen werde.

Ich war durch dieses schöne Viertel flaniert. Ohne Buchhandlungen zogen sich die Minuten leider in die Länge. Ich hatte keinen Namen zu nennen brauchen, da keine Concierge von meiner Anwesenheit beunruhigt war. Dagegen hatte ich einer blonden jungen Frau deutlich die Losung gesagt. Sie hatte mich in ein leeres Zimmer gebeten. Es war leicht zu erraten, dass es der Warteraum eines Arztes auf dem Höhepunkt seiner Karriere war: die Zahl und Anordnung der bequemen Sitze; die Zeitschriften auf einem Tisch, die bronzenen Tierfiguren auf Konsolen; einige aus meiner Sicht uninteressante, aber sicher teure, vielleicht sogar wertvolle Gemälde an den Wänden, Perserteppiche, und so weiter.

Aber Henri Frager ist hereingekommen und hat die junge Frau gebeten, bei uns zu bleiben. Dann ist noch ein Typ aufgetaucht und hat sich wortlos hingesetzt.

Ihn kannte ich vom Sehen. Ich hatte ihn mehrmals im Umkreis von Frager in der Avenue Niel bemerkt. Vermutlich ein Mitglied des Netzes, das für den persönlichen Schutz unseres Chefs sorgte. Ein junger Mann, sehr blond, sehr schön: blendende Erscheinung. Seine Tweedjacken, obwohl abgewetzt, stammten sichtlich von den besten Schneidern. Manchmal hatte ich mich gefragt, welche Waffe er wohl trug, wo er sie verbarg.

Ein paar Monate später, während einer Fahrt zwischen Montbard und Auxerre, hatten wir nach einem Fallschirmabwurf einige Stunden zusammen verbracht, ein paar Vertraulichkeiten ausgetauscht. Im Winter trug er eine Sten-Maschinenpistole ohne ihren abnehmbaren Kolben unter seinem Trenchcoat; im Sommer eine Faustwaffe unter der Achsel, eine Neun-Millimeter-Automatik.

Damals hat er gelächelt, verschwörerisch und überlegen zugleich, und mir kurz zu verstehen gegeben, dass er mehr über mich wisse als ich über ihn.

Was nicht schwer war, denn ich wusste wirklich nichts über ihn.

»Eine sehr schöne Astra-Pistole«, sagte er, »die aus Spanien kommt, genau wie Sie!«

Ich nickte.

»Der tatsächlich aus Eibar kommt«, antwortete ich, »im Baskenland. Die erste Stadt, in der nach den Kommunalwahlen im April 1931, die sich zur Volksabstimmung gegen die Monarchie verwandelt haben, die Republik ausgerufen worden ist!«

Er hat das Gesicht verzogen und mich von Kopf bis Fuß gemustert.

»Die Republik ist nicht gerade meine Lieblingsspeise!«, verkündete er.

Ich antwortete, das überrasche mich nicht.

Er wunderte sich über meine Bemerkung. Und warum? Aus welchem Grund? Es sei schwierig, es rational zu erklären, sagte ich, eine Art Intuition.

»Sie sehen eher aus wie ein Leser von Joseph de Maistre

oder Maurras ... Bestenfalls von Bernanos! In der Poesie eines Verehrers von Patrice de La Tour du Pin!«

Es war ziemlich böseartig, ihm mit diesem Dichter zu kommen. Für mich verkörperte er einen ebenso schick wie altmodischen Manierismus. Aber er war in Lachen ausgebrochen, ein wirklich hemmungsloses, befreites, irres Gelächter. Das jäh abbrach. Dann gestattete er sich eine freundschaftliche Geste und legte mir seine rechte Hand auf die Schulter. Und er rezitierte, übrigens nicht schlecht, ohne Emphase:

*Cette odeur sur les pieds de narcisse et de menthe, / Parce qu'ils ont foulé dans leur course légère / Fraîches écloses, les fleurs des nuits printanières / Remplira tout mon cœur de ses vagues dormantes ...*

Er unterbrach sich, sah mich an, mich zweifellos herausfordernd.

»Laurence endormie«, sagte ich.

Ich hatte den Eindruck, dass er überrascht war, vielleicht sogar genervt.

Es war mir egal, meinerseits setzte ich den Vortrag fort:

*Et peut-être très loin sur ses jambes polies, / Tremblant de la caresse encore de l'herbe haute, / Ce parfum végétal qui monte, lorsque j'ôte / Tes bas éclaboussés de rosée et de pluie ...*

Er lachte, noch immer überrascht, aber jetzt sichtbar glücklich.

»Meine Verlobte heißt Laurence«, sagte er.

Auch das junge Mädchen in der Comédie-Française hieß Laurence.

Dort wurde an jenem Abend im Frühjahr 1943 *Bérénice* gespielt, einige Zeit vor der erwähnten Fahrt zwischen Auxerre und Montbard. Sie saß im Parkett, zwei Reihen vor mir, ein wenig nach links versetzt. Sie hatte mir ihr Gesicht zugewandt, als die Schauspielerin, die die Bérénice gab – und die weit über das Alter der Rolle hinaus war, aber wunderbar die Alexandriner sprach –, gerade einige der schönsten Liebesverse der französischen Sprache rezitierte.

In diesem Augenblick hatte Laurence, da es eine Laurence geben sollte, den unschuldigsten und verheißungsvollsten Blick, der sich vorstellen lässt: ein Wunder an Unschuld und verwirrter Weiblichkeit.

Ich meine, verwirrender.

Und im Laufe der herzerreißendsten Strophen von *Bérénice*, in ihrem Licht, hatten wir bis zum Ende der Vorstellung Blicke ausgetauscht, so wie man Wein, Bücher und Rosen austauscht oder, ganz im Gegenteil, die Einsamkeit, einen Tod, die Verzweiflung.

Ich hatte am Ausgang auf sie gewartet, und sie war darüber nicht verwundert gewesen. Kurz, sie hatte nichts dagegen, dass ich sie nach Hause begleitete.

Aber damals, im Sommer 43, zwischen Auxerre und Montbard, hatte ich »Trancrède« – großer Gott, was für ein verräterisches Pseudonym! – die Fortsetzung dieser Geschichte nicht erzählt, und ich werde sie auch jetzt nicht gleich erzählen.

Jedenfalls war das Thema, über das wir, er und ich, sprechen mussten, viel wichtiger, zumindest in der Abfolge der laufenden Geschichte, als der Hinweis auf Laurence:

im Übrigen unsere beiden Laurence, seine Verlobte und meine hübsche Gefährtin für kurze Zeit. Wichtiger, dringender als die Erinnerung an jenen Abend nach der Comédie-Française, an dem meine Laurence und ich beschlossen hatten, die höfische Liebe neu zu erfinden.

Auf meine Kosten, kurz gesagt.

Mein Streit mit »Tancrède« betraf nämlich den Fallschirmabwurf von Waffen. Oder besser das spätere Schicksal der von den Briten für Jean-Marie Action mit dem Fallschirm abgeworfenen Waffen. Einige von uns meinten, dass die Behälter, die wir, den Weisungen aus London folgend, den Anführern der Geheimarmee lieferten und die von diesen gelagert wurden, allzu oft in die Hände der Gestapo oder der Feldgendarmarie fielen, noch bevor sie für irgendetwas Nützliches eingesetzt werden konnten.

Einige von uns schlugen vor, man solle wenigstens einen Teil der Waffen und des Sprengstoffs an die Gruppen der FTP aushändigen, die sie bestimmt nicht in geheimen Depots verrostet ließen. Wie man sich denken kann, warf das politische Probleme auf.

Jahre, vielmehr Jahrzehnte später, in Autheuil-sur-Eure, während eines Wochenendes, das wir bei Montand und Signoret verbrachten, verkündete uns Simone, dass die Dewavrins am nächsten Sonntag zum Essen kämen. Mit einem Lächeln in der Stimme bat sie die Jüngsten der Hausgemeinschaft, nicht allzu verdreht zu erscheinen und sich bei Tisch anständig zu benehmen.

Dewavrin war natürlich »Passy«, Oberst Passy, der ehemalige Chef des BCRA des Freien Frankreichs.

»Ah« hatte ich ausgerufen. »Da kann ich ihn fragen, warum die 1943 in den Départements Yonne und Côte-d'Or mit dem Fallschirm abgeworfenen Waffen nicht an die Gruppen verteilt wurden, die wirklich kämpften, warum sie in den Depots der AS verrosteten, die die Gestapo eines nach dem andern entdeckte!«

Denn im September 1943, als ich verhaftet wurde, besaßen die Deutschen sämtliche aus unseren Depots geklauten Sten-Maschinenpistolen, die sich viel besser handhaben ließen als die schweren Dinger ihrer eigenen Armee.

Es kam zu einer Diskussion. Die Jungen, die mit uns bei diesem Essen in Autheuil-sur-Eure am Tisch saßen – Catherine Allégret, Jean-Claude Dauphin, Dominique Martinet, Claude Landmann, Jean-Pierre Castaldi, Alain Dhénaut, Jean-Louis Livi, wie ich mich zu erinnern glaube –, haben Fragen gestellt, um Erklärungen gebeten. Der restliche Abend verging damit, ihnen die Zeit der Résistance in Erinnerung zu rufen.

Am nächsten Tag also waren die Dewavrins da und teilten das Familienmahl: Simone hatte Marcelle gebeten, die kleinen Teller auf die großen zu stellen. Als die allgemeine Unterhaltung einen fröhlichen Kreuzfahrt-Rhythmus erreicht hatte, erklärte Simone plötzlich, mit dem gierigen Blick, der häufig ihre mörderischsten Fragen begleitete:

»Sagen Sie, Oberst, mein Freund Semprun möchte gern wissen, warum 43 die Waffen, die Sie mit dem Fallschirm abgeworfen haben, nie an die kommunistischen FTP verteilt wurden?«

»Passy« verlor nicht die Fassung, überhaupt nicht. Mit vollendeter Höflichkeit fragte er mich zuerst, mit wem ich in der Résistance gearbeitet hätte. Über diesen Punkt unterrichtet und zum Teil beruhigt – nur zum Teil, denn Jean-Marie Action war keine Organisation, die im Verdacht stand, mit den Kommunisten zu sympathisieren, gewiss nicht!, aber andererseits stand sie als Buckmaster-Netz zwangsläufig in Konkurrenz zum gaullistischen BCRA, da sie direkt von den britischen Geheimdiensten des War Office abhing –, hatte »Passy« zugegeben und die Verantwortung dafür übernommen, dass er 1943 tatsächlich seinen Agenten den Befehl gegeben habe, Waffenzulieferungen an die FTP möglichst vollständig zu verhindern.

Bis 1944, sagte er, bis zur Reise de Gaulles nach Moskau, bis zur Rückkehr von Thorez aus jenem Exil, jener Straffreiheit, als dieser seiner Partei auf Stalins Rat hin – der ein Befehl war – die Entwaffnung der sogenannten patriotischen Milizen aufzwang, waren sie, die Gaullisten und de Gaulle in erster Linie, der Meinung, die PC würde nach der Befreiung eine weit radikalere Politik betreiben, eine Art Strategie der »Doppelmacht«. In der historischen Konstellation der provisorischen Leere, nach Abzug der deutschen Besatzungstruppen, und bei der Ungewissheit, die durch die alliierten Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Verwaltung des befreiten Frankreichs entstanden waren, musste man auf den Versuch eines Gewaltstreichs gefasst sein.

Jahrzehnte später war die Diskussion mit Oberst »Passy« historisch und höflich gewesen, wobei der eine natürlich

den anderen mitzog. Im Übrigen konnte man im Nachhinein die gaullistischen Befürchtungen aus der Zeit der Befreiung angesichts der historischen Erfahrung in Mitteleuropa ohne weiteres verstehen.

Doch 1943, zwischen Auxerre und Montbar, nach einer Inspektionsreise vor Ort, nachdem ich »Tanocrède« das traurige Los der meisten von der Geheimarmee im Hinblick auf den Tag der Landung gehorteten Waffen erklärt hatte, besaß unser Gespräch eine ganz andere Dimension.

Es war nicht entspannt, das ist das mindeste, was man sagen kann.

Es stimmt, dass dieser Oberleutnant von Frager, mutig, kultiviert, charmant – alles bis zum Wahnsinn! –, kein überzeugter Republikaner war, wenn die Verwendung der Litotes erlaubt ist. Die Republik war in der Tat nicht seine »Lieblingsspeise«, wie er selbst erklärt hatte. Paradoxe Weise, zumindest auf den ersten Blick, schätzte er an der Französischen Revolution nur ihren jakobinischen Moment, also den unitarischen, zentralistischen Extremismus der Revolution, der sich dann so leicht in nationalistische und autoritäre Bestrebungen verwandelt, verkehrt hatte: zuerst imperial, dann kolonial.

Wie dem auch sei, »Tanocrède« betrat den stattlichen Salon in der Avenue des Ternes an jenem Tag, an dem Henri Frager das Bedürfnis nach einem unüblichen Gespräch mit mir hatte.

Im Übrigen war ich neugierig, den Grund dafür zu erfahren.

Ich wurde sogleich in Kenntnis gesetzt: es gab keine Vorrede, keine vorsichtige oder indirekte Einleitung.

»Wissen Sie, was Sie erwartet, Gérard, wenn Sie von der Gestapo verhaftet werden? Haben Sie schon einmal daran gedacht?«

Fragers abrupte Frage traf mich nicht unvorbereitet. Ich meine: zwar war ich an jenem Morgen in dieser Form überhaupt nicht darauf gefasst, aber über diese Frage hatte ich bereits nachgedacht. Ich wusste sehr gut, dass ich höchstwahrscheinlich gefoltert würde, sollte mich die Gestapo verhaften, ob nun die deutsche oder die französische. In unseren Gesprächen fürchteten wir übrigens die französische mehr als die deutsche. Denn von allen Orten, die man in Paris meiden sollte, schien die Rue Lauriston, wo die französische Gestapo von Bonny und Lafont arbeitete, der bedrohlichste zu sein.

»Ich weiß, was mich erwartet, Paul«, hatte ich Frager geantwortet. »Ich erwarte, dass ich verhört, das heißt gefoltert werde!«

Er hatte genickt, zufrieden, sich Präliminarien, Umschweife, Umschreibungen ersparen zu können: wir kamen sofort zur Sache!

Folter, Verhör: ich hatte bereits mit den Verantwortlichen der MOI darüber gesprochen, die mich zu der Zeit »geführt« hatten, als eine Verhaftungswelle meine ersten Kontakte mit der Untergrundorganisation der spanischen KP in Paris unterbrochen hatte.

Ich hatte mit »Bruno«, mit »Koba« gesprochen.

Mit »Julia« allerdings war das Wort *Folter* nicht gefallen. Wir hatten einfacher über den Tod gesprochen. Aber »Ju-